

Die Weihnachtskrippe

Autor(en): **Stollreiter, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Weihnachtskrippe.

Die letzten Monate trugen sie ihr Zusammenleben wie eine Last. Das Schicksal hatte sie allzusehr mitgenommen und, weil sie beide nicht aus glattem Alltagsmaterial geschnitzt waren, in mancher Hinsicht rauh und kantig gemacht.

Die Kinder waren früh gestorben. Und obgleich sie beide noch im Sommer des Lebens standen, hatten sie dennoch ein Grauen vor neuem Zuwachs und wollten keine Kinder wieder. — Das Leben hatte so vieles unerfüllt gelassen, oft das Nächste nicht einmal leise gestreift. Und jeder der beiden Ehegatten malte diese Kette ewigen Versagens auf das Schuldkonto des anderen und buchte so langsam, aber beharrlich alle eigenen Posten ab und belastete damit den Lebensgefährten allein. Das steigerte natürlich die tiefe gegenseitige Mißstimmung ins Ungemessene und hämmerte sie allmählich zu heißem, gärendem Ingrim.

Um sich zu Scheidungsgedanken aufzuraffen, waren sie doch zu sehr aneinander gewöhnt. Tagelang sprachen sie oft kein Wort, und als die Weihnachtszeit herannahte, gingen sie sich so vollkommen aus dem Wege, daß die Frau dem Manne das Essen in sein Zimmer stellte und für sich allein in der Küche deckte. Auch legte sie ihm einen Zettel auf den Tisch, durch den sie sich jede Art Weihnachtsüberraschung verbat.

Also — Aufgehen in Gegensätze: Zusammenleben in völliger Scheidung!

Da schlenderte der Mann eines Nachmittags durch die Warenhäuser mit all dem pulsenden, läutenden Weihnachtsfieber und sah dort eine Weihnachtskrippe. Das Christusknäblein auf dem Schoße der Maria, die Hirten davor auf den Knien, über dem Stalle schwebte der große, goldene Stern, und durch die offene Türe traten die drei Könige aus dem Morgenlande.

Die Weihnachtsstille der heiligen, gesegneten Einfalt, die über den Figuren, über der ganzen Zusammenstellung lag, erschütterte ihn tief und er beschloß, das Krippenspiel, das von den Kindern her noch auf dem Boden stand, herunterzuholen und für sich aufzustellen.

Als er dann den Kasten vor sich auf dem Arbeitstische stehen hatte, waren die Farben durchweg stark verblaßt, die Perlenaugen der Figuren herausgefallen, Arme und Beine abgebrochen. Aber er ließ die Melancholie, die ihn darob mit dunklem Fittich berührte, nicht aufkommen. Er besorgte Farben, Pinsel, Leim, bunte Glasperlen

für die Augen und Gold- und Silberbronze. Nur um die Kleider, damit einige der Gestalten bedacht gewesen, war er in Verlegenheit, aber er hegte die Überzeugung, auch diese mit einiger Mühe und wenigen ersten Fehlgriffen zustande zu bringen. In einem glückseligen Taumel arbeitete er die halben Nächte. In tiefer, heiliger Inbrunst erlebte er seine Gestalten. Das Herz jeder einzelnen pochte in seinem. Er setzte die Farben auf voll kindlicher Märchentrunkenheit, als könnte er mit diesen Figuren sein Leben verbringen oder aber wieder neu aufbauen.

Welch eine Glückseligkeit flutete in seinen Adern!

Endlich hatte er die Bemalung vollendet, hatte die fehlenden Glieder kunstgerecht ersetzt und angeleimt, hatte die bunten, glänzenden Glasperlen als Augen eingefügt, den Stern mit dem majestätischen Schweif neu vergoldet — blieb nur noch die Frage der Kleider, vor allem der Mäntel der drei Könige, die völlig dem Mottenfraße zum Opfer gefallen waren. Aber die Zeit drängte, denn die Christnacht stand vor der Türe, und er hatte die Mäntel und Kleider bereits zweimal so verschnitten und vernäht, daß er sie jedesmal, beschämt über seine Unfertigkeit, in den Ofen geworfen.

Entschlossen, die Figuren mitzunehmen und in Geschäften und Warenhäusern noch in letzter Stunde zu versuchen, etwas Passendes zu erhalten, kam er am Mittag des heiligen Abends aus dem Büro, aß schnell und entdeckte zu seinem Erstaunen, daß, als er das schützende Tuch von der Krippe nahm, die drei Könige, die Hirten und die Mutter Maria bereits in prachtvollen Mänteln prangten.

Er begriff nicht. Hatte er denn schon — nein! nein! das war ausgeschlossen! Und die winzigen Herrlichkeiten waren mit entzückender, liebevollster Sorgfalt genäht, mit hauchfeinen Goldlizen und Fäden unendlich mühsam verziert und mit scheuer, kindlicher Inbrunst gerafft und da und dort auf das allerfeinste ausgesteift.

Sollte Elisabeth? —

Ein warmer, seliger Taumel rieselte durch sein Herz und bewies ihm, wie grenzenlos er diese Frau, ihre Liebe, ihre Sorgfalt und ihre warme Hingabe entbehrte. Er war so erregt, daß er sich an die Tischplatte klammern mußte, um nicht umzusinken.

E — li — sa — beth!

Welch eine Seligkeit lag schon allein in diesem Namen!

Er raffte sich auf und ging hinaus in die Küche.

Sie stand und räumte das Geschirr in den Schrank.

„Elisabeth“ sagte er leise.

Sie senkte den blonden, schimmernden Kopf. Die Teekanne, die sie eben wegstellen wollte, entglitt ihrer Hand und zerklüftete in tausend Scherben. Dieses Zerklüften schien ihm der Auftakt, das Einläuten eines neuen Lebens. Er nahm Elisabeth in den Arm und sah ihr tief in die Augen.

„Elisabeth — hast du die Mäntel für die Figuren —? —“

„Ja“, hauchte sie leise. „Verzeih‘ mir, Franz. Ich konnte nicht anders. Es war doch mein Teil!“

„Du hast, während ich hämmerte, sägte, klei-

sterte und bemalte — nebenan gefessen und die Kleider genäht?“

„Ja, Franz! Wir sind ja beide so dumm —“

Und mit strahlenden Augen bot sie ihm den Mund.

Dann führte sie ihn behutsam in ihr früheres, gemeinsames Schlafzimmer, in dessen Mitte bereits ein aufgeputztes Bäumchen prangte.

„Elisabeth — weißt du, daß dies heute unsere schönste Weihnacht wird?“

„Ja, Franz!“ jubelte sie. „Und wir schenken uns beide die schöne, goldene Krippe, an der wir gemeinsam gearbeitet. — Willst du mehr?!“

„Nein, Elisabeth — ich habe ja dich wieder — und dich wiegen alle Geschenke der Welt nicht auf!“

Mit leuchtenden Augen warf sie sich an seine Brust und kettete die Arme um seinen Hals.

Josef Stollreiter.

An Alfred Huggenberger.

Zum siebenzigsten Geburtstage des Dichters am 26. Dezember 1937.

Ein Geburtstagsbrief.

Lieber und verehrter Freund!

Nun sollten wir also als Feierspende unseren Lesern von Ihrer Persönlichkeit und ihrem Werk erzählen! Aber das mutet einen so akademisch und so nüchtern-schreibstubenmäßig an und will mir auch nicht so recht in den Kopf gehen und ins Herz passen! Kommen wir also lieber — wenigstens im Geiste — zu Ihnen selbst und halten ein Plauderstündchen zusammen ab über Ihr Wesen und Ihr Schaffen. Daß Sie nun schon siebenzig Jahre zählen, das bedauern wir nicht im geringsten, und es kann und wird ja auch weder Sie noch uns groß beirren und bemühen; denn was bedeuten auch diese „hohen Zeiten“ für einen wie Sie, den die heimatliche Scholle und ihre Betreuung gesund und stark, morgenfrisch und lebensfroh, wagemutig und schaffensfreudig erhält! Aber Sie kennen und leisten ja auch noch weit mehr und Besseres als nur diese treue und bescheidene Pflichterfüllung in Ihrem eigenen, engsten und angestammten Beruf! Wem ist wie Ihnen das göttliche Geschenk gegeben, auf zwei Feldern und Äckern gleich erfolgreich und beglückt zu säen und zu ernten, als Bauer und als Dichter? — Und ist das nicht schon sehr viel an Lebenswertem, ja für Sie geradezu alles? Und haben Sie an Ihrem heutigen Ehrentage nicht auch allen guten Grund, sich herzlich

und sattfam darüber zu freuen, daß Ihnen besonders auch Ihre geistige und dichterische Ernte jederzeit so reif und wohl geraten ist, daß unser ganzes Volk weit und breit und noch reichlich über die Landesgrenzen hinaus Ihre bodenständigen und ursprünglichen, so echt menschlichen Dichtungen liebt und Ihnen dafür in tiefster Befriedigung und von ganzem Herzen dankbar ist? Wie haben Sie doch einst selber so schön und bedeutsam vom „Segen der Scholle“ und von Ihren „Brunnen der Heimat“ gesprochen! Sie wahrlich haben zu tiefst um diese seltenen und kostbaren Geheimnisse der Natur und des Erdenlebens gewußt und sie uns zu schenken und zu deuten verstanden; und wir haben uns das selbst vertraut gemacht und gemerkt und schätzen darum Sie und Ihr Werk nur um so besser und höher ein!

Und nun, lieber Freund, halten wir einmal ein bißchen Umschau in Ihrem uns allen ja, mehr oder weniger, so wohl bekannten Lebenswerk und stellen dabei mit großer Freude und Genugtuung fest, daß Sie ja zeitlebens uns schon mancherlei an unsere — „geistige Landesverteidigung“ — die jetzt ein Mode- und Kulturschlagwort ist! — geleistet haben, das aller Achtung wert ist und Aussicht auf erfolgreiche Wirkung und Dauer hat. Da gibt es zum Bei-